



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Franzosen und ihre Berühmtheiten : Eine Reihe von Portraits. III. :
Lamennais.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Franzosen und ihre Berühmtheiten.

Eine Reihe von Portraits.

III.

Lamennais.

Meinen Ueberzeugungen,
Freier Wahrheit, hohem Recht,
Wollt' ich sonder Beugungen
Ereulich folgen grad' und recht.

Varnhagen v. Ense.

Wenn man das Portrait N. F. Lamennais' mit dem Portrait des Uebersetzers seiner Paroles d'un Croyant, Ludwig Börne's, vergleicht, so wird man wunderbar frappirt von der Aehnlichkeit der äußern Erscheinung dieser beiden, auch in so manchen geistigen Beziehungen wahlverwandten Köpfe. Ein kleines Männchen, schwach von Körper, auf bleichem, abgemagertem Gesicht ein tiefausgeprägter Stempel des Leidens und der Resignation — paßt das nicht eben so gut auf den deutschen, wie auf den französischen Agitator? Eine glühende Begeisterung für Alles, was groß und erhaben, was edel und schön ist, ein feuriges Streben nach Recht und Freiheit und zwar nicht für sich, sondern in hingebender Aufopferung des eigenen Selbst nur für Andere, für das Vaterland und das Volk, und doch kein praktischer Erfolg, keine wirkliche Errungenschaft, keine fortwirkende Thatenreihe: — war das nicht das traurige Loos des edlen Börne, der in diesen fruchtlosen Kämpfen sich aufehrte und ist nicht auch Lamennais' Schicksal dasselbe?

Wir werden im Laufe dieses Aufsatzes Gelegenheit haben, die Ursachen zu entwickeln, warum Lamennais' Streben so erfolglos geblieben ist; eine derselben jedoch, die er mit Börne gemein hatte, wollen wir deshalb schon hier am Eingang erwähnen. Es ist dieses jenes Isotiren, das bei leicht verletzbaren Gemüthern so begreiflich ist, das sie aber ihres Einflusses auf die Gesellschaft beraubt und

sich zunächst auch in ihrer gesellschaftlichen Haltung kundgibt. Schüchtern, wie es Börne war, ist auch Lamennais und zwar in so hohem Grade, daß ihn der bloße Anblick eines fremden Besuchers verwirrt und er kaum von Zeit zu Zeit wagt, einen verschleierten Blick auf ihn zu werfen. Wenn er spricht, so geschieht es mit einer so schwachen, gebrechlichen Stimme, daß seine Worte kaum an das Ohr des Zuhörers dringen. Während des Gesprächs knickt er oft in sich selbst zusammen, als wäre er in ein Meer tiefer Betrachtungen versenkt. Daneben streift er, wie von einem inneren Drange nach Beschäftigung getrieben, abwechselnd einen seiner Schuhe ab und zieht ihn wieder an oder greift er fort und fort mit vollen Händen in eine breite Tabakdose. Hättest Du, lieber Leser, unter dieser gebrechlichen Hülle, unter diesem wenig anziehenden, fast abstoßenden Aeußeren wohl einen der aufregendsten Geister unserer Epoche vermuthet? Und doch, so wie wir sie hier beschrieben haben, ganz so ist die äußere Erscheinung dieses französischen D'Connell's, dieses Abbé, der die Massen bewegt, ohne einen andern Hebel, als seine Feder, ohne einen andern Stützpunkt, als den ihm seine eigene glühende Seele bietet.

Es ist eine schwere Aufgabe, in dem engen Rahmen eines auf geringen Raum beschränkten Aufsatzes ein wahres, ohne Liebe wie ohne Haß, gezeichnetes Bild eines Mannes vorzuführen, der sich so vielseitig gezeigt und der mit allen seinen Bestrebungen stets in der vollsten Mitte des Kampfgetümmels unserer Zeit gestanden hat. Die Wahrheit, die unparteiische Wahrheit ist dem allgemeinen Mißfallen nur allzu leicht ausgesetzt. Doch auch hievon abgesehen, wie schwer machen die seltsamen Metamorphosen, die dieser Mann durchgemacht hat, dem Biographen seine Aufgabe! Aus einem schwärmerisch-frommen Einsiedler ist er ein Volkstribun und Demagoge (im altgriechischen, nicht im modern-deutschen Wortsinne) geworden; wie will man diese beiden Extreme vereinen? Oder ist es etwa ein Leichtes, das gemeinsame Band zu finden, das Lamennais, den Katholiken, den Ultramontanen, mit Lamennais, dem vom Papst für ruchlos erklärten Kezer, dem Neu-Christen verbindet? Wo sind die Glieder jener Kette, die sich von Lamennais, dem Prediger des monarchischen Absolutismus, zu Lamennais, dem Republicaner, durch eine Reihe ereignißreicher Jahre zieht? Derselbe Schriftsteller, der im Jahre

1808 schrieb: „Die Politik, welche den Herrscher dem Volke unterwirft und den Machthaber den Unterthanen, ist eine wahnsinnige „und strafbare“; derselbe Schriftsteller, sagen wir, ist es, der 1835 schrieb: „In einer freien Gesellschaft sind die Machthaber die bloßen „Bollstrecker des nationalen Willens; daher haben sie nicht zu befehlen, sondern nur zu gehorchen.“ Wie soll man nun eine so radicale Umwandlung und Umgestaltung erklären? Es hat an gemeinen, schmutzigen Seelen nicht gefehlt, die nach dem Maßstab ihres eigenen Schlammerherzens urtheilend, von beleidigtem Stolz, von getäuschtem Ehrgeiz, von zorniger Rachegluth sprachen. Aber denen, welche die antike Strenge und Einfachheit des Mannes, seine philosophische Gleichgiltigkeit gegen alle Dinge dieser Erde und die unbefleckte Reinheit seines Lebens kennen; denen, welche wissen, daß in früheren Jahren, damals, als der „Versuch über den religiösen Indifferentismus“ erschienen war, der Verfasser es abgelehnt hatte, sein dunkles Priestergewand mit einem strahlenden Cardinals-Purpur zu vertauschen: — denen wird eine solche Lösung der oben gestellten Fragen zu gleicher Zeit als eine schmachvolle Beleidigung des Mannes und als eine tiefe Verletzung der Wahrheit erscheinen. Also in höheren, edleren Gebieten müssen wir die Ursachen dieser geistigen Umwälzung suchen, welche die Einen als einen gehässigen Abfall vom Glauben schelten, die Andern als eine erhabene, muthvolle Bekehrung lobpreisen, während sie für uns, auf unserem Standpunkte über den Parteien, Nichts als ein schwer in die Waagschale fallender und tief überzeugender Beweis von dem unablässigen Einfluß ist, den die großen Ereignisse der Zeitgeschichte auf die Umwandlung selbst der vorurtheilsvollsten Meinungen ausüben.

Für das schärfere Auge des Psychologen zerfällt Lamennais und die Summe seiner Bestrebungen in drei scharf geschiedene Seiten; es sind dies die philosophische, die religiöse und die politische. Diese dreifache Richtung seiner Ideenwelt offenbart sich nach Außen anfangs in drei Symbolen: in der Philosophie ist es die Lehre von der allgemeinen Vernunft, von der Autorität des gesammten menschlichen Geschlechts; in der Religion ist es die katholische Theokratie, die Unfehlbarkeit der Kirche; in der Politik endlich ist es das Königthum mit seinem von Gott eingesetzten Rechte, die Legitimität. Anfangs sucht ein mächtiger Gedanke diese Symbole alle drei in

einer Umarmung zusammen zu fassen und in Eins zu verketten; bald aber gerathen sie mit einander in einen Kampf, der durch das Hinzutreten der äußeren, weltgeschichtlichen Complicationen immer stürmvoller wird. Er dauert siebzehn Jahre lang, dieser Kampf, von dem „Versuch über den Indifferentismus“ an bis zu den „Worten eines Gläubigen.“ Endlich verbleibt der Sieg der philosophischen Lehre von dem Recht der menschlichen Vernunft, die in unbegrenzter vervollkommnungsfähigkeit unaufhörlich an Kraft zunimmt und zu einem immer gewaltigeren Riesen — *sublimi sidera vertice tangit* — anwächst. Die beiden andern Bestrebungen Lamennais', die theologische und politische, verschmelzen sich mit der philosophischen oder vielmehr werden von ihr in ihrer innersten Grundwesenheit umgewandelt.

Robert Felicitas de la Mennais ist geboren zu St. Malo, einem Hafen der Bretagne, im Juni des Jahres 1782. Er stammt aus einer Familie von Schiffs-Rehedern, denen Ludwig XIV. durch Patentbriefe den Adel verliehen hatte. Das Kind verlor in sehr früher Jugend seine Mutter. Sein Vater, der von seinem Geschäft um so mehr in Anspruch genommen ward, je schlechter es in Folge der traurigen Zeitumstände, des gezwungenen Ansehens und der spanischen Kaperschiffe mit seinen Angelegenheiten stand, überließ den Knaben von seinem frühesten Alter an sich selbst. In der Einsamkeit erzogen und jener mütterlichen Liebkosungen und zarten Sorgfalt beraubt, welche die Seele erquickten und das Gemüth säuf-tigen, offenbarte der junge Lamennais von Anfang an eine instinctartige Wissbegier, aber auch eine außerordentliche Wildheit des Charakters und ein unbezähmbares Gemüth. Nach einigen fruchtlosen Versuchen, ihm einen Lehrer zu geben, mußte man sich begnügen, ihn unter der Obhut einer alten Gouvernante zu lassen, die Mutterstelle bei ihm vertrat und deren unermüdblicher Geduld es endlich gelang, ihn lesen zu lehren. In seinem neunten Jahre ungefähr brachte ihm sein älterer Bruder Johann die ersten Begriffe des Lateinischen bei; bald aber war ihm die gewöhnliche Unterrichtsweise zu langweilig und er fing an, drei Jahre lang, blos mit Hilfe der Wörterbücher die alten lateinischen und griechischen Classiker sich anzueignen. In seinem zwölften Jahre ward er der Sorgfalt eines Oheims übergeben, der auf dem Lande wohnte. Dieser brave Mann,

der mit dem eigensinnigen Wildfang nicht fertig zu werden vermochte, sperrte ihn zur Strafe oftmals ganze Tage in seiner Bibliothek ein. Der widerspenstige Bursche fand aber bald so viel Geschmack an dieser Art von Gefängniß, daß er es nicht mehr verlassen wollte. Die Bibliothek hatte zwei große Abtheilungen; in der einen fanden sich alle gefährlichen, kezerischen, philosophischen und anderen Bücher zusammengestellt und sie hatte die Benennung die Hölle erhalten. Dem jungen Lamennais war, wie man sich leicht denken kann, die Benutzung dieser Abtheilung untersagt worden; dieses Verbot hatte aber die ganz natürliche Folge, daß er sich mit voller Seele in diese Hölle hineinstürzte und Alles las, was ihm in die Hände kam. So verschlang er J. J. Rousseau gierig in einem Alter, wo man sonst gewöhnlich nichts als ein eifriger Ballspieler ist und war im Stande, Essen und Trinken zu vergessen, um, fortgetragen auf den Schwingen der Einbildungskraft, Mallebranche in seinen tiefsinnigen Streifzügen durch die Welt des Unbekannten zu folgen. Bei einem Geist von gewöhnlichem Schlage hätte diese unverdauliche und ohne alle Wahl betriebene Lectüre die traurigsten Resultate herbeiführen können, bei Lamennais diente gerade im Gegentheil diese Fluth einander widerstreitender Gedanken und Systeme nur dazu, seine frühzeitig gereifte Urtheilskraft zu festigen und zu kräftigen, so wie eine angeborene, fast instinctartige Hinneigung seines Geistes zu religiöser Andacht und zu frommen Herzensergießungen mächtig zu entwickeln.

Das kritische Alter, die Jahre der Leidenschaft kamen auch für unsern unter Büchern vergrabenen Helden. Bei einer glühenden und zartfühlenden Seele und bei seiner für alle Eindrücke rasch empfänglichen Organisation konnte es an stürmischen Erschütterungen nicht fehlen. Einer jener Unglücksschläge, die über die Richtung eines ganzen Menschenlebens entscheiden, stürzte Lamennais am Ende dieser Epoche in eine Art moralischer Starrsucht, aus der er mit einer lebhafteren und sein ganzes Wesen erfüllenden Religiosität erwachte, die ihm seitdem eine Begleiterin durch's Leben geblieben ist. Er versenkte sich, als er von Neuem geistig zu leben begonnen hatte, abgeschlossen von der Welt, in klosterhafter Einsamkeit, mit frischem Eifer ins Studium, aber diesmal mit dem bewußten Zweck, Nahrungstoff für seinen Glauben darin zu finden. So kam es, daß

als er im 22. Jahre seines Lebens seine erste Communion beging — die Revolution mit ihrer Christenthums-Verfolgung hatte dies bis dahin unmöglich gemacht — in ihm der Beruf für den Priesterstand bereits entschieden war. Sein Vater, der sich in verschuldeten und schlechten Vermögensumständen befand, bemühte sich vergebens, ihm Geschmac am Handel beizubringen. Der junge Mann ergab sich vielmehr darein, zu warten, bis ihm die Verhältnisse erlauben würden, seinem innern Triebe zu folgen, und trat indeß am Collegium von St. Malo eine Stelle als Professor der Mathematik an. Um diese Zeit, im Jahre 1807, ließ er eine anmuthig und schön geschriebene Uebersetzung eines kleinen Erbauungswerkchens von Ludwig v. Blois, „Der geistliche Führer,“ drucken. Im Jahre darauf erschienen die Betrachtungen über den Zustand der Kirche. Dieses Buch, der erste Kriegesruf, den Lamennais gegen den religiösen Indifferentismus erhob, zeichnet sich durch eine Herbeheit der Worte und eine Kraft der Gedanken aus, die beide manchmal bis zum Uebertriebenen gesteigert sind. Der philosophische Materialismus des vorigen Jahrhunderts ward darin mit einer Aufsehen erregenden Zornesgluth und auf eine höchst verächtliche Weise behandelt. Die politische Färbung des Buches war zwar eine Lobrede und Anpreisung des Despotismus; trotzdem fand die Polizei der Kaiserzeit einige kühne Ideen über die neue Gestaltung des Clerus in Frankreich anstößig und das Buch ward mit Beschlag belegt. Bald darauf, im Jahre 1811, nahm Lamennais die Tonsur und trat in das Priesterseminar von St. Malo. Dort begann er, gemeinschaftlich mit seinem älteren Bruder, dem Vorsteher des Seminars, ein Werk, betitelt: Tradition der Kirche über die Einsetzung der Bischöfe, dessen Zweck es war, die von mehreren Geistlichen ausgesprochene Meinung, daß die Wahl der Bischöfe einer Bestätigung von Seiten des Papstes nicht bedürfe, zu widerlegen. Das Werkchen, das 1812 erschien, ward auf einem kleinen Landgute vollendet, das seitdem ein Lieblingsaufenthalt Lamennais' und die Geburtsstätte so manchen, in völlig entgegengesetzter Tendenz geschriebenen Buches geworden ist.

Im Jahre 1814, zu jener Zeit, da der Stern des Kaisers schon bleicher zu schimmern begann, begab sich Lamennais nach Paris. Der unbekannte, in verborgener Zurückgezogenheit lebende Kaplan

schien gleichsam im Voraus zu errathen, daß die Zeit bevorstehe, da er eine größere Rolle werde spielen können. Er schickte sich an, die Bourbons mit einem Lebehoch zu begrüßen und auf den gefallenen Napoleon sein Anathema zu schleudern. Die Anklageschrift, die er gegen den „nach Verbrechen unerfättlich Durstigen“ veröffentlichte, ist zwar, in soweit sie die kaiserliche Universität, den Hauptstoff des Schriftchens, betrifft, wahr; gegen den Kaiser aber ist sie voll Ungerechtigkeit und verdient ihren Platz nur unter jenen gehässigen Parteilibellen, wie sie in einer unruhigen und leidenschaftlichen Zeit entstehen, in der man mehr danach zielt, einen niederschmetternden, als einen gerechten Schlag zu führen. Daher flöste natürlich in den hundert Tagen die plötzliche Rückkehr dessen, den er so schwer geschmäht, Lamennais ernsthafte Besorgnisse ein und er hielt es für klug, sich nach England zu begeben. Da es ihm bei seiner Ankunft in London an allen Hilfsmitteln fehlte und sein wenig einnehmendes Aeußere einer vornehmen Empfehlung, die er mitgebracht, ihren Nutzen für ihn benommen hatte, so schätzte er sich glücklich, bei seinem Landsmann, dem Abbé Caron aus Rennes, der damals in der Nähe von London ein Pensionat für die Söhne der Emigranten hatte, eine Zufluchtsstätte zu finden. Sieben Monate blieb er daselbst als Correpetitor der Anstalt; dann kehrte er nach Paris zurück, wo er in das Kloster der Feuillantines eintrat, es jedoch bald mit dem Seminar von St. Sulpice vertauschte. Aber sein Unabhängigkeitsstimm vermochte auf die Dauer nicht, sich der strengen Regel dieses Seminars zu unterwerfen und so verließ er es ganz unvermuthet, um wieder bei den Feuillantines einzutreten. Endlich im Jahre 1816, in einem Alter von 34 Jahren, ließ er sich in Rennes zum Priester ordiniren und kehrte zu den Feuillantines zurück, um daselbst den ersten Band seines Versuch über den religiösen Indifferentismus zu beenden, der im Jahre 1817 erschien. Wir stehen hier bei dem ersten und leuchtendsten Wendepunkt in der sturmvollen Laufbahn dieses Mannes. Mit einem Riesenschritte hatte Lamennais plötzlich jenen ganzen Abgrund schmerzhafter Anläufe und Anfänge übersprungen, der gähnend und ohne Brücke zwischen Ruhmlosigkeit und Berühmtheit liegt. Dieses mächtige Genie, das bisher gleichsam zerstreut war, hatte alle seine Lichtstrahlen concentrirt und — um uns eines Ausdrucks eines sei-

ner Schüler, des bekannten Dominicaners Lacordaire, zu bedienen — in einem einzigen Tage sah sich der bisher unbedeutende Priester mit der Macht Bossuet's bekleidet.

Sein Buch widerhallte fernhin, wie ein gewaltiger Donnerschlag; der alte Vatican jauchzte laut auf und erbebte in seinen Grundvesten vor Freude; die liberalen Voltairianer Frankreichs ärgerten und entsetzten sich und das übrige Europa bezeugte allgemeine Theilnahme. In nervigtem Style geschrieben und mit einer eisernen Logik gewappnet, war dieser erste, ganz der Polemik gewidmete Band ein bedeutendes Ereigniß in der Geschichte der religiösen Gesinnung Frankreichs; aber gerade dieses negative Element des Buches machte das Bedürfnis einer Fortsetzung desselben nur um so fühlbarer. Denn noch hatte das große Problem des Kirchenglaubens seine Lösung nicht erhalten; wo war seine Quelle? frug man, und wie sollte man den richtigen erkennen? Aber diese nothwendige und ersehnte Fortsetzung, dieser positive Abschluß ließ lange auf sich warten. Denn Lamennais, der indessen mit den hervorragendsten Personen der streng monarchisch gesinnten Partei in Verbindung getreten war und einen Schritt auf die politische Laufbahn gethan hatte, vertheidigte damals im „Conservateur“ die Verbindung von Thron und Altar. Als aber endlich der zweite Band des „Versuches“ erschien, da theilten sich die Stimmen, die früher in ihrem Urtheil einig gewesen. Ein kühner Neuerer, versuchte Lamennais zwei bisher einander feindselige Gewalten, die Religion und die Philosophie, zu versöhnen. Das in Frankreich herrschende Cartesiansche System, das auf die vernünftige Einsicht des einzelnen Individuums begründet war (cogito, ergo sum) wies er von sich. Er stieg dafür die Fluth der Jahrhunderte aufwärts, ging der Ueberlieferung der Wahrheit durch die Reihenfolge der Zeiten Schritt vor Schritt nach und begründete die Gewißheit auf die Autorität des gesammten Menschengeschlechts. Sodann analysirte er die Tradition der Menschheit, brachte sie dem katholischen Dogma näher, wies ihre vollkommene Uebereinstimmung nach und kam endlich zu dem Schlusse, daß die Wahrheiten des Katholicismus nicht bloß aus der Offenbarung, sondern auch aus der Autorität der Ueberlieferungen des gesammten Menschengeschlechts abzuleiten seien.

Dieses neue System, dem Lamennais den Namen „Philosophie

des gesunden Menschenverstandes“ gab, fand besonders unter der hohen Geistlichkeit scharf ausgesprochene Antipathien. Ein solches Hineinbringen der Philosophie in den Katholicismus, während doch letzterer Nichts von ersterer wissen will, diese dagegen vorgibt, sie fasse jenen in sich, war ein kühnes und gefährvolles Unternehmen. Es stand somit zu befürchten, daß der Offenbarungsglauben in seiner starren Unbeugbarkeit selbst den neuen Bundesgenossen, den man ihm zugesellen wollte, verdächtig finden und ihn verstoßen, Lamennais also sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen werde, zwischen zwei nebenbuhlerischen und exclusiven Systemen zu wählen. Bald rüstete sich auch die alte theologische Facultät zu Paris, die Sorbonne, zur Abwehr gegen diese neue Invasion des Nationalismus. Der jüngere, lebenskräftigere Theil der Kirche dagegen nahm diese glanzvolle Theorie, welche ihm zur Verjüngung eines altgewordenen Glaubens berufen schien, freudig auf. Lamennais veröffentlichte nach und nach eine Vertheidigung seines Systemes und zwei Bände zur Bekräftigung desselben, die einen Beweis von der erstaunlichen Gelehrsamkeit und Belesenheit des Verfassers gaben. Nachdem er so sein System zum Abschluß gebracht, begab er sich im Jahre 1824 nach Rom, um, als frommer Katholik und Priester, sein Werk zu den Füßen des heiligen Vaters niederzulegen. Von den Mitgliedern des Collegiums der Cardinäle ward er ziemlich kalt empfangen, fand aber eine Entschädigung und Stütze in der Bewunderung, die Leo XII. für ihn hegte. Der Papst, der ihn den letzten Kirchenvater nannte und sein Portrait in seinem Betgemach hängen hatte, bot ihm den Cardinalschut an; aber Lamennais, vielleicht in Vorahnung der Stürme, die seiner in der Zukunft noch harften, lehnte diese hohe Würde ab und bediente sich seines Einflusses nur, um die Ernennung des Cardinals Lambruschini zum Nuncius in Frankreich zu bewirken, der, zur Dankbarkeit dafür, später einer seiner eifrigsten Feinde geworden ist.

Kaum war Lamennais nach Frankreich zurückgekehrt, so machte sein Streben eine erste Reihe jener Umwandlungen durch, von denen wir oben gesprochen. Von Natur aller Mäßigung unfähig, waren ihm die kleinen Mittel und die Spitzfindigkeiten zuwider, deren das früher von ihm selbst aus allen Kräften unterstützte Ministerium Billele sich bediente, und seine unbeugsame Natur mochte sich nicht in die kleinlichen Anforderungen der politischen Coterien

fügen. So warf er sich nun mit einem gewaltsamen Ruck aus dem Monarchismus in den Ultramontanismus. Sein Werk: „Die Religion und ihre Beziehungen zu der bürgerlichen und politischen Ordnung“ war ein Kriegsmanifest gegen die Freiheiten der gallicanischen Kirche. Die Erklärung von 1682, wodurch dieselben eingefeset worden, griff er heftig an und bemühte sich zunächst, in Erwartung besserer Zeiten, die unumschränkte Oberherrschaft des Papstes in geistlichen Dingen festzustellen. Um dieses Buches willen vor Gericht gefordert, ward Lamennais von Berryer vertheidigt und zu einer Geldbuße von 36 Francs verurtheilt; und bei Gelegenheit dieses Processes war es, wo ihm die berühmte gewordenen Aeußerung entfiel: „Ihr sollt erfahren, was ein Priester ist.“ Im Jahre 1829 erschien sein Werk: „FortSchritte der Empörung und des Krieges gegen die Kirche“, und als die Julirevolution ausbrach, begrüßte er sie als die Morgenröthe einer Universalrepublik, wie er sie träumte, d. h. auf katholischen Bahnen einhergehend, unter der obersten Herrschaft des Papstes. Aber Lamennais war nicht der Mann, sich mit bloßen Träumen zu begnügen, vielmehr bemühte er sich, an der Thatwerdung seiner Träume zu arbeiten. Er umgab sich mit einer Schaar junger, eifriger und ergebener Schüler. Abbé Gerbet brachte ihm seine in evangelische Salbung getauchte Feder; Abbé Lacordaire steuerte seine Beredsamkeit mit ihren erhabenen Bildern und lebhaften Farben bei; Graf Montalembert trug sein Talent reinen und geläuterten Geschmacks und den Einfluß seiner hohen gesellschaftlichen Stellung als Baustein herbei. Sie begannen alle unerschrocken das Werk eines Wiederaufbaues der Gesellschaft nach neuen, ihnen eigenen Principien und das Journal „Die Zukunft“ ward in den ersten Tagen des September 1830 begründet, um der Vereinigung der katholischen Interessen mit den liberalen als Organ zu dienen. „Gure „Macht geht dem Verderben entgegen,“ sagte Lamennais zum Papstthum, „und mit ihr droht auch der Untergang des Glaubens. Wollet „Ihr beide retten, so verbindet beide mit der Menschheit, wie diese „durch achtzehnhundert Jahre des Christenthums geworden ist. Nichts „auf dieser Welt kann stehen bleiben. Ihr Päpste habt über die „Könige geherrscht, dann aber haben die Könige Euch unterjocht. „Trennt Euch nun von den Königen, reicht den Völkern die Hand

„und sie werden mit ihren kräftigen Armen, und was noch besser
 „ist, mit ihrer Liebe Euch unterstützen. Verlasset die irdischen Trüm-
 „mer Eurer alten, zerstörten Größe und stoßet sie von Euch; sie
 „sind Eurer unwürdig.“

Diese neue und kühne Art, dem Katholicismus seine verlorene Volksthümlichkeit wiederzugeben, hatte bei der unteren Geisteslichte und bei der niederen Volksklasse einen vollständigen Erfolg. Zum ersten Male vernahm das Volk aus dem Munde junger Priester die Worte: Freiheit und gesellschaftlicher Fortschritt; zum ersten Male sah es sie die Initiative ergreifen in den brennend-heißesten Fragen, sah es sie dieselben furchtlos erfassen und bis in ihre äußersten Consequenzen verfolgen. Mit Erstaunen sah das Volk drei Priester und einen Pair von Frankreich sich aus ihrer privaten Machtvollkommenheit zu Schullehrern machen und vor der höchsten Versammlung des Königreichs unablässig Freiheit des Unterrichtswesens heischen. Das Volk sah dies Alles und wenn es auch den Antheil des Papstes in dieser ganzen Angelegenheit nicht vollkommen klar begriff, so klatschte es doch Beifall; denn jeden Falls war das Ganze etwas Neues, Unerhörtes.

Aber aus eben diesen Gründen schleuderten die hohen Würdenträger der französischen Kirche einen Hirtenbrief nach dem andern gegen diese Demokratie im Priesterrock und verlangten sie unaufhörlich vom heiligen Vater eine tadelnde Bulle gegen dieses Treiben. In Rom wußte man nicht recht, wie man es anstellen sollte, um diesen allzu heftigen Freunden, welche dem Papst durchaus eine ihn selbst erschreckende, ungeheure Macht verleihen wollten, den Mund zu schließen. Achthundert Jahre früher hätte der ehrgeizige Silberbrand die Redacteurs der „Zukunft“ vor aller Christenheit Augenfreudig an seine Brust gedrückt; Gregor XVI. aber trug kein großes Verlangen nach der rastlosen Rolle eines republicanischen Dictators. Trotz seiner geringen Sympathie für diese kühnen Lehren, fiel es ihm dennoch schwer, sich zu einem verdamnenden Urtheile zu entschließen. Endlich kündigte, um aller Ungewissheit ein Ende zu machen, Lamennais an, er setze sein Journal einstweilen aus und gehe selbst nach Rom, um dort eine Genehmigung oder einen Tadel sich zu holen. Diese Reise aber hatte Anfangs kein Resultat und so hatte sich Lamennais, nachdem eine Reihe von Versuchen,

eine unumwundene Entscheidung zu erhalten, fruchtlos geblieben war, zur Rückkehr nach Frankreich entschlossen und angekündigt, daß er Willens sei, seine Arbeiten von Neuem zu beginnen. Da endlich kam ihm, als er sich auf der Rückreise in München befand, jenes vielbesprochene enklyllische Sendschreiben vom 15. August 1832 zu, in welchem der Papst auf die allerdeutlichste und positivste Weise die Lehren, welche in Lamennais' Journal gepredigt wurden, verurtheilte, ohne jedoch dieses letztere ausdrücklich auszusprechen. Nach Paris zurückgekehrt, unterwarf sich Lamennais sofort, indem er erklärte, das Journal werde zu erscheinen aufhören und die Generalagentur für Bertheidigung der religiösen Freiheit sei aufgelöst. Aber mit dieser Erklärung war der Papst nicht zufrieden; er verlangte ein vollständiges Beitreten zu den Ansichten des enklyllischen Sendschreibens. In diesem aber war Gewissensfreiheit ein wahnsinniger, abgeschmackter Grundsatz; Pressfreiheit eine verderbliche Freiheit, vor der man nicht Abscheu genug haben könne; der Widerstand gegen die Fürsten endlich war ein Verbrechen genannt worden. Man kann leicht denken, daß Lamennais' Ueberzeugungen mit diesen päpstlichen Benennungen schwer in Einklang zu bringen waren. Es dauerte daher lange und bedurfte vielen Hin- und Herredens und Correspondirens, ehe Lamennais nach einer ersten als unvollständig zurückgewiesenen, und einer zweiten ihrer Vorbehalte wegen als ruchlos bezeichneten Beitrittserklärung, endlich sich entschloß, einfach und geradezu beizustimmen, wobei er zum Erzbischof von Paris sagte: „Er sei überzeugt, er unterzeichne, indem er diese Erklärung unterschreibe, implicite, daß der Papst Gott sei und er sei, um nur Frieden zu haben, ganz bereit, dies ebenfalls und zwar mit offenen Worten zu unterschreiben.“

Diese so unerwartete Unterwerfung aber konnte ihrer Natur nach nur eine glühende Asche sein, unter der das Feuer der Empörung fortglimmte.

Scheinbar bezähmt und gebändigt, hatte sich Lamennais in die Einsamkeit seines Landgüthchens zurückgezogen und dort in geheimnißvoller Abgeschlossenheit neue Kräfte gesammelt. Es war dies die Zeit der Vorbereitung, deren er bedurfte, um jenes gewaltige Kriegsgeschrei auszustößen, das von einem Ende Europas bis zum andern

widerhallte. Die Worte eines Gläubigen erschienen im Mai des Jahres 1834. Als man dieses Manifest gelesen, in dem urplötzlich im Namen Gottes allen Mächten dieser Erde der Krieg erklärt ward, da machte sich aus der Tiefe aller Herzen hervor ein gleich starkes Geschrei der Begeisterung und des Fluches Luft. Einerseits verwarf und verurtheilte Gregor XVI., in seinem neuen entklysischen Sendschreiben vom siebenten Juli, dieses in Bezug auf seinen Umfang kleine, in Bezug auf seine Ruchlosigkeit unermessliche Buch; andererseits öffnete die revolutionaire Partei ihre Arme weit, um diesen Deserteur der Kirche zu empfangen und nannte ihn: muthig, groß, erhaben, den einzigen wahren Priester Europas.

Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir uns über den inneren Werth dieser „biblischen Marseillaise“ weitläufig aussprechen. Nur so viel können wir sagen, daß das Buch als Werk der Poesie und des Styles unstreitig ein Meisterwerk ist; in Bezug auf seine factische Wahrheit und auf den Probirstein der kalten Vernunft möchte es sich leicht minder stichhaltig erweisen.

Nachdem Lamennais Katholik, Ultra-Monarchist und Ultramontaner gewesen, konnte er kein halber Demokrat sein. So wie es Menschen gibt, die ihres Gedankens vollkommen Herr und Meister sind und ihm eine beliebige Richtung anzuweisen vermögen, so gibt es andere, welche von ihren eigenen Gedanken beherrscht und unwiderstehlich mit fortgerissen werden. Lamennais gehört in die Classe dieser Letzteren. So hat er sich denn auch, nachdem er einmal sein Priestergewand abgestreift und sich in den weltlichen Strom der politischen Leidenschaften getaucht, von den Strudeln des Stromes fortreißen lassen. Er, ein Mann des Nachdenkens und der Einsamkeit, hat sich ein Leben der Aufregung und des Kampfes geschaffen; ein Mann der Sanftmuth und des Friedens, hat er ein Geschrei des Hasses und des Krieges ausgestoßen; ein neuer Peter der Eremit, ist er dahingezogen durch alle Welt, um überall den großen Kreuzzug der Völker gegen die Könige zu predigen. Nach dem Maßstab jedoch, daß Lamennais in der schwierigen Laufbahn, die er sich gewählt, weiter vorwärts schreitet, scheint sein Gedankengang von jenem fast wüthenden, wie seiner selbst nicht mächtigen Aufschwung, der ihn am Anfange fortriß, etwas zu verlieren. Von diesem Ge-

sichtspunkte aus verdient das zwei Jahre nach den „Worten eines Gläubigen“ veröffentlichte Werk: „Römische Angelegenheiten“ eine ernsthaftere und aufksamere Beachtung. Es ist viel Bitterkeit in diesem Buche, aber es ist auch viele Traurigkeit darin, viel Sanftmuth, viel Leiden und Etwas, das beinahe wie ein Bedauern aussieht. Es scheint fast, als ob Lamennais, ermüdet von seinem ungestümen Laufe, einen Augenblick lang zwischen Vergangenheit und Zukunft habe Halt machen wollen, um einen letzten, wehmüthigen Blick auf seinen ehemaligen, jetzt todtten und begrabenen Glauben zurückzuwerfen.

Sein nächstes Werk, „das Volksbuch,“ ist eine Art volksthümlichen Kathecismus, in welchem Lamennais sich bemüht, das Volk auf die Höhe der Sendung zu erheben, zu deren Erfüllung er es beruft. Neben einigen gehässigen Seiten gibt es eine Masse anderer, in denen er die reinste und tröstendste Moral im Gewande der anmuthigsten Formen vorführt. In seinem folgenden Buche, das unter dem Titel: „Die moderne Slavererei“ erschien, will der Verfasser beweisen, daß der Proletarier unsrer Tage unterjochter, gemarterter und elender ist, als die Slaven im Alterthum und die Leibeigenen im Mittelalter. Es fehlt dabei natürlich nicht an gewaltsamen Verzerrungen geschichtlicher Thatsachen. Der erste Theil des Buches ist wieder in jener bedauerns- und verdammenswerthen wüthenden Manier geschrieben, von der folgende Stelle als Probe dienen mag: „Volk, Volk, erwache doch endlich! Slaven, erhebet Euch, zerbrechet Eure Ketten und duldet nicht, daß man noch länger den menschlichen Namen in Euch herabwürdige.“ Ehe jedoch das Volk zu den Waffen greift, möge es gefälligst eine Seite weiter lesen und es wird, zum Glück der Gesellschaft und zum Vortheil des Buches selbst, die vollständigste und durchgreifendste Widerlegung der vorigen Stelle in der folgenden finden. Lamennais sagt:

„Vor Allem und zuerst wisset wohl und vergeffet es nie, daß zu allen Epochen nur Das möglich ist, was in den Geistern gereift, was, nach und nach vorbereitet, der Gegenstand allgemeinen Erwartens und Begehrens geworden ist; daß eine jede Reform, die sich als eine radicale Umwälzung aller bestehenden Dinge zeigt, oder als der Umsturz alles dessen, was in Ideen, Gewohnheiten, Sitten, und den wahren oder falschen Mein-

„nungen der Massen noch lebenskräftige Wurzeln besitzt, stets ein „unfruchtbares Beginnen ist; daß es also nichts Verderbli- „Cheres gibt, als die rein aus der Speculation erzeug- „ten Systeme, besonders wenn sie den so ungelegenen „Charakterzug abgeschlossener Starrheit an sich tra- „gen. Solche Theorien, selbst wenn sie nicht mit Erfolg bestritten „werden können, schaden doch immer, weil sie der großen Menge „zuwider sind und derartige staatsökonomische und philosophische „Speculationen können nie, oder wenigstens für den Augenblick „nicht, Anwendung finden. Sie haben die nachtheilige Folge, daß „sie selbst die geneigtest-gestimmten Männer erschrecken und sie so- „dann in einer bedauernswerthen Unthätigkeit zurückhalten, während „ihre Hilfleistung nützlich, ja oft unentbehrlich wäre.“

Wir haben nicht unterlassen wollen, diese Zeilen, die voll prak- tischen Verstandes und hoher Vernunft sind, ganz hieher zu setzen; viel- leicht werden sie manchem Gehirn zur Beruhigung dienen, das durch die opiumberauschte, erhitzende Poesie der Worte eines Gläubigen getrübt worden sein mag. Zugleich haben wir damit auch den heftigen Gegnern Lamennais' die Lehre geben wollen, daß das Genie der Lanze des Teiephus gleicht; Niemand vermag besser die Wunden zu heilen, die es geschlagen hat, als es selbst.

Lamennais' Schriften, besonders die aus den letzten Jahren, wimmeln von Widersprüchen dieser Art; und sie allein würden hin- reichen, um den Beweis seiner vollkommenen Aufrichtigkeit und sei- ner guten Absicht zu liefern. Wir sind überzeugt, daß wenn La- mennais die Feder ergreift, um das Signal zu allgemeinem Streite zu geben, in ihm selbst eine Art Kampf vorgeht. Eine zarte und ge- heimnißvolle Organisation wehrt sich aus allen Kräften gegen einen ungefümen Willen, der sich ihrer bemächtigt; der Kopf sagt Ja, das Herz ruft Nein, aber der Sieg verbleibt dem Kopfe. Der Apo- stel nimmt Anstand und schwankt, aber der Volkstribun reißt den Apostel mit sich fort; es ist, als wären in dieser einen Seele ein heiliger Augustinus und ein Brutus vereint, der Brutus aber hat die Oberhand. Lamennais, der Priester und Demokrat, gleicht so ziemlich jenem kriegerischen Prälaten des Mittelalters, der in einer Schlacht keine andere Waffe, als eine Keule wollte, weil ihm seine Religion verböte, Blut zu vergießen und der im stärksten Kampf-

getümmel mit einer Hand die zahlreichen Feinde segnete, die er mit der andern zu Boden schlug.

Lamennais' *Esquisses d'une philosophie* (ein Deutscher hätte gewiß nicht einer sondern der Philosophie geschrieben) ist eine in der französischen Literatur sehr beachtenswerthe Erscheinung, weil darin wieder einmal die Philosophie in ihrer Gesamtheit aufgefaßt und auf die Metaphysik, für welche die Franzosen jetzt im Allgemeinen wenig Geschmack zeigen, gegründet ist. Durch die St. Simonisten war die neuere Socialphilosophie, durch Cousin, den Erben der schottischen Lehrstühle, war die Ekλεκtik in Aufnahme gebracht. Jene ist durch die Fourrieristen völlig industriell geworden; diese blieb, seitdem der Zögling Berlins sich zum Minister aufschwang, Gelehrten und Professoren niederer Grade überlassen. Lamennais ist unter den lebenden Denkern Frankreichs der originellste, durchgebildetste und unabhängigste, obschon sein Werk wenig durchaus neue Ideen darbietet. Im Ganzen fußt er auf der katholischen Bildung, von der sein ganzes Leben und Wirken ausgegangen ist. Er denkt und lehrt, wie ein Theolog des Mittelalters, kühn, erhaben, ohne Skepsis, wie durch innere Erleuchtung der allgemeinen Vernunft. Dieses Hinzielen auf das Allgemeine, als den Grund der Einheit und wahren Freiheit in den menschlichen Dingen, ist ein unterscheidender Zug seines ganzen Systems. Nicht das Erkennen und Denken, nicht Kantisches Untersuchen jeder Möglichkeit im Geiste ist bei ihm der Weg zur Einsicht, sondern das begeisterte Schauen, die Ekstase, die Entrückung, Befreiung des Menschen aus seiner Vereinzelung, jene geistige Erhöhung, welcher Neupythagoräer, Neuplatoniker und die Mystiker aller Zeiten nachgetrachtet haben.

Wir können uns hier nicht mit Lamennais, dem Philosophen, näher beschäftigen. Dies gehört der wissenschaftlichen Fachkritik an. Unsere Hauptaufgabe finden wir darin, kurz darzustellen, welches bis auf diesen Augenblick in Religion und Politik Lamennais' letztes Wort ist. Nachdem er anfangs eine durchgreifende Trennung der Kirche vom Staate, dann die Herrschaft der Kirche über den Staat verlangt hat, scheint uns Lamennais jetzt eine Verschmelzung der Kirche in den Staat herbeiführen zu wollen. Mit dem katholischen Dogma hat er unwiderrüflich gebrochen; er erklärt, „das Christen-

„thum, das heute unter der materiellen Hülle, die es, wie ein Leichentuch bedeckt, vergraben sei, werde einst in dem Glanze seines ewig jungen Lebens wieder erscheinen, und die Welt werde alsdann nur eine Stadt bilden und in Christus ihren erhabensten und letzten Gesetzgeber begrüßen.“

In der Politik ist Lamennais vielleicht der am Weitersten vorgeschrittene der Radicalen unserer Zeit; denn er ruft mit lauter und vernehmlicher Stimme das Volk herbei, damit es unmittelbar und vom heutigen Tage an seine Oberherrlichkeit ausübe und sich constituire, mit der unbefränktesten Gleichheit als leitendem Grundsatz und der Republik als Regierungsform.

Man wird es uns wohl aufs Wort glauben, daß wir nicht die Anmaßung besitzen, über diese Frage von höchster Wichtigkeit hier ein entscheidendes Urtheil geben zu wollen. Die folgenden Zeilen sollen daher nur als Das betrachtet werden, was dem Leser zu geben, unsre Pflicht als Biograph von uns fordert; nämlich als ein möglichst kurzes Resumé der Eindrücke, welche ein gewissenhaftes Studium des Lamennais'schen Systems in uns hervorgerufen hat. Wenn wir bei aller Achtung, die wir vor der Person und dem Talent Lamennais' hegen, zuweilen streng über ihn zu urtheilen scheinen, so soll dies eben nur unsere persönliche, für Niemanden maßgebende Ansicht sein.

Daß der nach Vorwärts strebende Gang der Bewegungen des Menschengeschlechts, daß die stets größere Entwicklung der Industrie und die in immer weiteren Kreisen um sich greifende Aufklärung, daß die Lehren der Vergangenheit und die Aufregungen der Gegenwart, kurz daß dies Alles ein untrügliches Vorzeichen einer socialen Umwandlung sei; daß aus dem Vorhandensein einer größeren Anzahl intelligenter Individuen als natürliche Folge eine gleichmäßigere Vertheilung der politischen Rechte hervorgehen müsse; daß die Mittelclassen, welchen in diesem Momente ganz vorzüglich die Bewahrung der allgemeinen Interessen anvertraut ist, eines Tages die Reihen dem Volke öffnen und sich mit demselben in eine erhabene und schöne gesellschaftliche Einheit verschmelzen müssen; daß, mit einem Wort, in einer näheren oder ferneren Zukunft die Macht in die Hände der reinen Demokratie gerathen muß: — Das ist ein streng logischer Gedanke und er ist fast allen hervorragenden Män-

niern des heutigen Frankreichs gemein. Er ist die Grundlage des St. Simonismus gewesen, wie er das zeitgemäße Element in Cha-teaubriand's Bestrebungen war; ihn hat Béranger durch seine uner-reichbar vollkommenen Chansons volksthümlich gemacht, wie er jetzt durch Lamartine's neuesten Schritt einen Vertreter mehr in den französischen Kammern zählt.

Aber das Volk, so wie es heutzutage ist, oder vielmehr, wie Lamennais dieses Wort versteht, d. h. den ganzen Haufen derer, die nicht besitzen und unwissend sind, diese plöglich und ohne ver-mittelnden Uebergang zum Besitz und zur sofortigen Ausübung von Regierungshandlungen berufen; die Volkssouverainetät, die doch im Grunde nur die Oberherrschaft der Intelligenz und der Vernunft sein soll, zu einer Herrschaft der rohen Gewalt und des numerischen Uebergewichts machen: — ein solches System scheint uns eben so falsch in seinem Princip als reich an verderblichen Resultaten.

Und sage man ja nicht etwa, wir erschüfen uns Schreckbilder, damit wir das Vergnügen haben könnten, sie zu zerstören. Denn wenn ein solches System auch nicht der Urgedanke Lamennais' ist, so kann man doch nicht läugnen, daß es der nothwendige, folge-rechte Schluß ist, den man aus seiner Polemik ziehen kann.

Man lese die Schilderungen nur ein Mal, die Lamennais von der Außenwelt entwirft, man betrachte jene trauerfarbigen Gemälde, von denen man wirklich meinen möchte, sie seien unter der Herr-schaft eines schweren Alpdruckes gezeichnet, und man wird die ganze menschliche Gesellschaft stets in zwei Classen getheilt sehen, in zahl-lose Schlachtopfer und in eine kleine Zahl von Henkern. Auf der einen Seite eine unmerkliche Minderzahl, die stolz, übermüthig und blutdürstig, in Trägheit und schwelgerischen Freuden lebt; auf der andern Seite eine unermessliche Mehrzahl, bleich, krankhaft, abgemagert, tyrannisirt, gemartert und Hungers ster-bend. Wahrlich, Dante's Hölle ist ein Paradies neben gewissen Seiten in den „Worten eines Gläubigen.“ Das mag poetisch sein; aber ist es wahr? Was uns betrifft, so müssen wir, in aller De-muth, auf Ehre und Gewissen erklären, daß wir noch nie und nir-gends auch nur einen einzigen Proletarier begegnet sind, der be-

reit gewesen wäre, sich, um Andern ein Vergnügen zu machen, quälen und martern zu lassen. Auch will es uns bedünken, daß, Gott sei Dank, die Zahl derer, die Hungers sterben, von Tag zu Tage geringer wird. Freilich gibt es unstreitig leider! noch gar viel bejammernswerthes Elend auf dieser Erde, freilich ist das Volk noch fern von jenem Wohlstand, der ihm in der Zukunft vorbehalten ist; aber soll es diesen Wohlstand in der vorzeitigen und darum gefährlichen Ausübung politischer Rechte, die es kaum begreift, oder in der friedlichen Entwicklung der Industrie suchen? Soll es im Club oder in der Schule lernen? Soll es seine Kenntnisse aus Rousseau oder aus Franklin schöpfen? Wir glauben, daß auf diese Frage nur eine Antwort möglich ist. Gebet dem Volke zuerst materielles Wohlsein, Kenntnisse und Sittlichkeit, aber gebt ihm keine Leidenschaften, es bedarf deren nicht, denn es hat ihrer übergenug; was sein Hineintreten in die Politik betrifft, so wird das von selbst stattfinden, sobald es einer Ausübung politischer Rechte fähig sein wird.

Diese grelle Licht- und Schattengebung, diese ungerechte Theilung der Gesellschaft in zwei scharf gesonderte feindselige Lager, tritt nirgends stärker hervor, als in dem vor wenigen Tagen erst veröffentlichten neuesten Werke Lamennais'. Schon in dem Titel liegt dieses ausgesprochen. Das Buch führt nämlich den barocken Namen *Am schaspands und Darvands* d. h. Geister des Lichtes und Geister der Finsterniß. Die Fabel davon ist folgende: Die verschiedenen Geister, die Untergebenen von Ormuz, dem Princip der Guten und Ahriman, dem Dämon der Bösen, durchstreifen die Welt und führen einen Briefwechsel mit einander, von dem ein Magier Kunde erhält. Natürlich sehen dann beide Parteien Alles nur von höchst einseitigem Standpunkte aus und besonders erblicken die guten Geister nur Gegenstände des Trauerns und des Bejammerns, Elend und Leiden, während die Bösen sich über alles Unrechte, das sie sehen, mit teuflischem Hohne freuen. Es fehlt auch in diesem Buche wieder nicht an Stellen der tiefstinnigsten, rührendsten Poesie, an herzergreifenden Schilderungen, an Ausflüssen eines edlen Gemüthes. Aber um so weher thut es, daneben Seiten zu finden, die nicht bloß voll bitteren Hohnes und sarkastischen Spottes sind, sondern in denen auch die höchsten Intelligenzen Frankreichs

auf eine für den Verfasser nicht eben ehrende Weise dargestellt werden. Wollte man die Schärfe seiner eigenen Polemik gegen ihn anwenden, so wären in diesem Buche reichliche Blößen vorhanden. Eine Abweichung, selbst die diametralste in politischen Meinungen, sollte einen Mann der geistigen Bestrebungen, wie Lamennais, nicht zu so gehässigen Invectiven und so kleinlichen Schmähungen veranlassen. Möge er bedenken, daß er immer noch Priester ist und

— — — ein geistliches Kleid ist das Kleid des Erbarmens
Und der Gebuld; ihm ziemt Zorn und Gehässigkeit nicht,
sagt Herder.

Und jene Mittelclasse übrigens, gegen die Lamennais in so grimmigem Tone die Anklage erhebt, daß sie alle gesellschaftlichen Rechte zu ihrem eigenen Monopol gemacht hat, rekrutirt sie sich nicht tagtäglich aus den Reihen des Volkes? Sieht man nicht täglich den Gesellen Meister, den Handwerker Eigenthümer von Grund und Boden werden? Verliert sich denn der Ursprung unsrer Finanz-Aristokratie schon in der Nacht der Zeiten? Und jene unbeschränkte Gleichheit, die Lamennais so eifrig verlangt, kann sie denn je etwas anderes sein, als die freie Bewerbung Aller um Alles, als die einem Jeden verthehene Fähigkeit, Alles zu sein, was er zu sein fähig ist? Zwar wollen wir nicht etwa behaupten, daß diese als Rechts-Grundsatz anerkannte Fähigkeit wirklich in ihrer ganzen Fülle factisch bestehe; zwar sind wir weit entfernt, die Hindernisse aller Art zu verkennen, welche das Aufwärtssteigen von unten auftauchender überlegener Geister hemmen; aber die Bahn ist denn doch Allen offen und Das, was man heute schwer nennt, hieß und war früher unmöglich.

So scheint uns denn Lamennais sein Ziel verfehlt zu haben, weil er darüber hinaus geschossen. Das Volk ist nicht bloß die äußerste Unwissenheit und das äußerste Elend, nein, der Handwerker, der Soldat, der Bürger, der Advocat, der Arzt und der Künstler, kurz Alle zusammen sind das Volk. Mag eine Regierung nun Monarchie oder Republik heißen, niemals wird die Volkssouveränität so viel sein, als die von Allen über Alle ausgeübte Oberherrlichkeit, sondern immer nur die von der Gesamtheit an Einen

oder Mehrere übertragene Machtvollkommenheit, damit er sie im Interesse Aller ausübe. Die gesellschaftliche Oberherrschaft ist keine Ziffersache, man kann sie nicht in Zahlen aussprechen, sondern sie gibt sich von selbst kund und man unterwirft sich ihr; das ist die Regel. Die schlimmste aller Tyrannen wäre sicherlich die einer ungebildeten Mehrzahl; nur ist sie glücklicher Weise nicht möglich.

Wenn also Lamennais, fortgerissen von einem, im Grunde lebenswerthen Gefühl, den Proletariern zuruft: „Erhebet Euch! Zählet Eure Unterdrückter! Ihr seid Tausend gegen Einen! Euch kommt die Regierung zu!“ so ist der berühmte Schriftsteller in einem gewaltigen Irrthum; denn nicht dem Haufen, der die Mehrheit ausmacht, gebührt die Gewalt. Auch ist eine solche Herrschaft der rohen Masse (Dichotomie) im Grunde nicht Das, was Lamennais will; er erstrebt eine Herrschaft des Volkes, d. h. der intelligenten Majorität (Demokratie).

Trotz allem Uebertriebenen in dem Ausdruck seiner Wünsche, trotz seiner Anfälle von Traurigkeit und Zorn, bleibt Lamennais darum nichts desto weniger eine der größten Intelligenzen und besonders eins der edelsten Herzen unsrer Zeit. In einer Epoche, wie die jetzige, wo auf den meisten Seelen der Gifftbau des Indifferentismus liegt, heute wo Jeder sich in seiner Individualität isolirt und sich mit dem gehässigen Mantel des engherzigsten Egoismus bekleidet; in einer Welt, in welcher der unedelste aller Grundsätze, das traurige Göthe'sche: „Sehe jeder, wo er bleibe“ leider an der Tagesordnung ist, — da ist es ein herzerquickender Anblick, zu sehen, wie ein Mann durch die Leiden Anderer leidet, wie er den Vermuthskelch der Schmerzen des Armen freiwillig trinkt, wie er sie in seinen Gedanken sogar übermäßig vergrößert, um sich gewissermaßen die Pein einer herberen Bitterkeit aufzulegen, wie er, — und sollte er sich auch täuschen — aus allen Kräften nach einem Heilmittel sucht, wie er, in Mitten einer allgemeinen Apathie, fast allein den Eifer der Liebe, die energische Kraft seines Willens und die Schätze des Glaubens bewahrt. Lamennais hat in dem beschwerlichen und langsamen Marsche der Menschheit nach der Zukunft hin einen Platz im Vortrab eingenommen. Auf scharfgespornten Ideenrossen fliegt dieser ungestüme und unermüdete Priester einem leuchtenden

Punkte zu, auf den seine Augen fest geheftet bleiben und den er zu erreichen von ganzer Seele brennt. Unablässig jagt er vorwärts; den Systemen, die ihn tragen, die Sporen in die Weichen setzend. Mögen sie darüber erschöpft hinsinken. Was liegt ihm, dem Reiter, der nur sein Ziel erreichen will, daran, ob er ein todes Ross mehr hinter sich läßt. Ist das eine gestürzt, schwingt er sich auf ein neues; auf einem frischen Systeme setzt er unaufhaltsam raschen Laufes seinen Weg fort, indem er mit dem Dichter denkt:

Immer strebe zum Ganzen! Und kannst Du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes Dich an.